

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizerische pädagogische Zeitschrift
<b>Band:</b>	35 (1925)
<b>Heft:</b>	12
<b>Artikel:</b>	Volkswirtschaftliches Rechnen : nach einem Vortrag, gehalten in der Lehrerkonferenz Appenzell A.-Rh.
<b>Autor:</b>	Schwarz, Fritz
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-788579">https://doi.org/10.5169/seals-788579</a>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 29.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Bei allen praktischen Vorschlägen ist Voraussetzung, dass man über die Erbmasse eines Menschen zuverlässige Kenntnisse besitze, und hier liegt vorderhand die grösste Schwierigkeit, denn das Walten der Vererbung ist sehr versteckt. Mit genügender Sicherheit verrät sich der Genotypus aus der phänotypischen Untersuchung in Verbindung mit dem Stammbaum. Um solche leicht zusammenzustellen, könnte man für jede Person auf dem Zivilstandsamt, dem der Amtsarzt angegliedert wäre, ein erbbiographisches Blatt führen. Eine eventuelle Belastung verrät sich schon in einem Stammbaum, der bis in die vierte Generation reicht. Aber auch in gesunden Familien vermitteln sie wertvolle Einsicht in die eigene seelische Struktur. Zudem sind sie geeignet, Ahnenbewusstsein, ja Ahnenstolz zu wecken und damit auch vorauszielende Ahnenverantwortung. Dass, auch alle Hilfsmittel vorausgesetzt, die generative Wertung stets eine heikle Sache sein wird, ist klar; man denke an die Grenzfälle oder an jene vielen Menschen, die neben ungünstigen sehr wertvolle Merkmale besitzen.

Gegen den Rassedienst erheben sich neben mehr äusserlichen auch prinzipielle Einwände. Die Rassenhygiene wendet sich in Anerkennung des antiken Ideals der schönen Vollkommenheit, aber auch aus christlich-humanitären Motiven gegen Krankheit, Elend, Leiden. Sie hat sich also mit denjenigen religiösen und philosophischen Richtungen auseinanderzusetzen, die gerade den Schmerz und das Leiden als Voraussetzung der höchsten geistigen Erhebung erkennen. Unsere Zeit anerkennt diese Wahrheit wohl im Grunde auch, doch spricht man nicht gern davon, sondern sucht mit Eifer und oft sehr verkehrten Mitteln das Leben so zu gestalten, dass es eine Freude ist zu leben. Diesen inneren Widerspruch trägt auch die Eugenik. Teilt man die positivistische Denkart, so wird man sich den rassedienstlichen Erwägungen nicht verschliessen können. Die praktischen Verhältnisse werden über kurz oder lang ohnehin zur Stellungnahme zwingen.

W. Siemens. Grundzüge der Rassenhygiene. 2. Aufl. München, 1923. Verlag Lehmann. 92 S.

W. Schallmayer. Vererbung und Auslese. 3. Aufl. Jena, 1918. Verlag Fischer. 500 S.

Baur-Fischer, Lenz. Grundriss der menschl. Erblichkeitslehre und Rassenhygiene. 2. Aufl. 2 Bde. München, 1923.

---

## Volkswirtschaftliches Rechnen.

(Nach einem Vortrag, gehalten in der Lehrerkonferenz Appenzell A.-Rh.)

Von Fritz Schwarz, Bern.

Wir Lehrer glauben in der Regel, volkswirtschaftliches Rechnen bestehe darin, zu jeder Zahl möglichst eine Benennung aus dem täglichen Leben hinzufügen zu können. Dies genügt jedoch nicht. Was wir so erreichen ist bloss angewandtes Rechnen; wirklich volkswirtschaftliches Rechnen verlangt ein Eingehen auf die Beziehung

zwischen Leistung und Gegenleistung, also Vorgänge des Tausches, denn nur im Tausch, im Kredit, im Leihen tritt der Mensch wirtschaftlich dem Menschen gegenüber. Nur so kann man von volkswirtschaftlichem Rechnen reden, wenn die Vorgänge des Tausches und des Kreditgebens und -Nehmens in den Kreis der Betrachtung gezogen werden.

Sprechen wir zuerst vom Tausch. In der Urwirtschaft wurden die vom Menschen hergestellten Arbeitserzeugnisse ohne weiteres gegen einander ausgetauscht. Dieser Tauschhandel war eine sehr plumpe und unbehilfliche Form des Tauschverkehrs. Wollte man zum Beispiel ein Paar Sandalen gegen Pfeilspitzen austauschen, so ging das noch, obwohl auch dies recht zeitraubend war. Wie sollte aber heute ein Klavierlehrer mit einem Zahnarzt und dieser wieder mit den Eisenbahngesellschaften verhandeln? Es bildeten sich nach und nach aus der Menge der tauschbaren Waren solche zu wirklichen Tauschmitteln aus und je leichter diese aufzubewahren, zu teilen und jederzeit auch als Waren zu verwenden waren, um so besser dienten sie ihrem Zwecke, den Warenaustausch zu erleichtern, zu beschleunigen und zu verbilligen. Kaurimuscheln, Teeziegel, Tierfelle, Vieh usw. galten als Geld. Nach und nach traten die Edelmetalle in fast allen Ländern an die Stelle anderer Geldarten und hielten sich in Europa an erster Stelle, bis im 19. Jahrhundert mehr und mehr das Papiergegeld neben dem Edelmetall eine grosse Rolle zu spielen begann.

Mit dem Edelmetall setzte nun in den anfänglichen Beziehungen eine ganz neue Erscheinung ein: Es bildete sich das Kapital, das heißt das zinstragende Eigentum. Zins aber zeigt immer Mangel an Kapital an, das heißt, die Nachfrage nach Kapital übersteigt das Angebot an solchem, so dass die Kapitalbesitzer eben in der Lage sind, von den Kapitalnachfragern eine jährliche Entschädigung für die Benützung ihrer Kapitalien zu verlangen.

Wäre genug Kapital vorhanden, so könnten die Kapitalbesitzer keinen Zins erzwingen und würden die Kapitalien sogar in übergrosser Menge vorhanden und zudem noch verderblich sein, so wäre der Fall denkbar, dass die Kapitalbesitzer ihre Kapitalien sogar gegen einen negativen Zins ausleihen würden. Statt für die Benützung ihrer Kapitalien eine Entschädigung zu verlangen, würden sie zufrieden sein, wenn der Kapitalnachfragende das Kapital in Gebrauch nehmen würde und verspräche, es ihm auf Verlangen mit einem Abzug wieder zurückzugeben.

So absonderlich dies heute auch klingen mag, so muss doch angesichts der ins ungeheure gesteigerten menschlichen Produktionskraft diese Möglichkeit ins Auge gefasst werden. Es ist eigentlich viel verwunderlicher, dass ein Überangebot von Kapitalien heute nicht stattfindet und dass der Zins trotz aller unserer verfeinerten Arbeitsmethoden immer noch beinahe auf der Höhe des Mittelalters steht, wo man weder die Dampfkraft, noch die Elektrizität in den Dienst der Produktion gestellt hatte.

Es genügt nicht, für die Erscheinung des Zinses die wachsenden

Bedürfnisse des Menschen verantwortlich zu machen und etwa zu sagen, dass die Nachfrage nach Kapitalien dem Angebot nach solchen immer vorausgehe und immer vorausgehen müsse. Eine Untersuchung des Tauschvorganges dagegen klärt uns auf über die Ursache des allzu geringen Kapitalangebotes. Eine Beobachtung, die jeder von Ihnen schon einmal gemacht hat, oder tagtäglich noch machen kann zeigt uns, woher dieser Mangel an Kapital röhrt. Jedermann weiss, dass die Annahme eines kommenden Preisrückgangs uns veranlasst, mit dem Kauf von Waren zuzuwarten, um von den niederer gewordenen Preisen zu profitieren. Während der Private mit seinem Konsumationsgeld nicht allzu lange warten kann, darf der Kaufmann mit seinem Kaufmannsgeld unter keinen Umständen bei der Erwartung niederer Preise kaufen. Da in der Geldwirtschaft, wie wir sie nun seit dem Mittelalter in ausgesprochenem Masse haben, die überwiegende Mehrzahl der Waren durch das Kaufmannskapital vom Produzent zum Konsument vermittelt werden, so legt der Streik dieses Kaufmannskapitals die Volkswirtschaft lahm, sobald sinkende Preise erwartet werden.

Das internationale Arbeitsamt hat in umfangreichen Untersuchungen in allen Ländern festgestellt, dass nur da, aber auch immer da, wo und dann wann die Preise sanken, eine Krise ausgebrochen ist. Diese Krisen nun zwingen zum Einstellen der Arbeit; die letzte Krise hat zum Beispiel den dritten Teil der schweizerischen Arbeiterschaft ein ganzes Jahr lang auf die Gasse gestellt. Klar, dass dadurch die Ersparnisse und damit das Kapitalangebot ganz erheblich vermindert worden ist. Durch das streikende Kaufmannsgeld also, das infolge der Furcht vor sinkenden Preisen nicht in Ware umgesetzt wird, werden die grossen Krisen erzeugt, die dadurch den Kapitalmangel und den Zinsfuss auf die alte Höhe heben, wenn er fällt.

Warum kann das Kaufmannskapital streiken? Ein Vergleich zwischen Ware und Geld, die sich beim Tausch gegenüberstehen, lehrt uns dies: Das Gold- und Silber- und das den Edelmetallen nachgeahmte Notengeld hat gegenüber den Waren den Vorteil der Unverwüstlichkeit, der Dauer. Auf diesen Vorteil hat besonders auch neuerdings R. H. Francé, der bekannte Naturforscher und Soziologe, hingewiesen, und er erblickt darin gleich Silvio Gesell die Ursache des Mammonismus, des Kapitalismus und der Zinswirtschaft.

Tatsächlich liegen die Dinge klar: Während alle Waren dem Verderben unterworfen sind — denn Motten, Rost, Moden, Sauerstoff usw. arbeiten unausgesetzt an der Auflösung unserer Gebrauchsgüter, — sind Gold und Silber und Noten unzerstörbar, oder wenn letztere beschädigt werden, kann man sie gegen neue Noten jederzeit austauschen. Mit keiner einzigen Ware könnte man das. Diese Vorzüge des Geldes der Ware gegenüber ermöglichen ein unausgesetzt wirkendes Zurückhalten des Geldes, wodurch sowohl Produzent wie Konsument benachteiligt werden. Das Kaufmannsgeld wird nur unter der Bedingung gegen Ware ausgetauscht, dass diese Ware dem Kaufmann ausser dem Handelsprofit auch noch die Entschädigung für die Un-

zerstörbarkeit des Geldes zahlt und um dies zu erreichen, streikt das Geld und legt dadurch die Produktion lahm.

Die Lähmung der Produktion bewirkt ihrerseits zwangsläufig eine beschränkte Versorgung des Kapitalmarktes und dadurch wird der erhöhte Zins möglich. Wo dieser nicht gewährt wird, fliesst kein Geld hin, kein Zins — kein Geld, kein Geld — keine Wohnungen, Fabriken, Eisenbahnen usw. Keine Wohnungen — steigende Mietzinse, keine neuen Fabriken — erhöhte Dividenden bei den alten, keine neuen Eisenbahnen — höhere Dividenden der schon vorhandenen, usw. So überträgt sich die Störung des Tauschvorganges auch auf den Darlehensmarkt und wir haben dadurch den modernen Kapitalismus, oder deutsch gesagt die Zinswirtschaft. Alles was bestehen will, muss Zins abwerfen, wenn es bestehen will. Unser gesamtes Nationalvermögen von 40 Milliarden Franken hat im Jahre 1913 zu 5% gerechnet 2 Milliarden Franken Zinsen abgeworfen, das heisst 500 Fr. pro Kopf. Wer damals 500 Fr. pro Kopf in der Familie an Zinsen pro Jahr einnahm, erhielt wieder, was er in allen verschiedenen Formen verausgabte. Wer weniger einnahm als 500 Fr. pro Kopf, durfte sich sagen, dass ein anderer ihm dieses immerhin nicht unangenehme Geschäft abgenommen hatte. Wer dagegen mehr als 500 Fr. pro Kopf einnahm, erhielt vom Arbeitsertrag eines anderen, der darum in seinem Einkommen verkürzt wurde. —

Wir sind daran gewöhnt, häufig den Ausdruck „billig“ zu gebrauchen. Was heisst billig? Nichts anderes, als dass ich für meine eigenen Arbeitsprodukte möglichst viel Arbeitsprodukte meiner Mitmenschen eintausche. Der Zins verunmöglicht das. Von jedem Gegenstand, der hergestellt wird, verlangt der Zinsbezüger zuerst seinen Tribut, er steht hinter dem Bauern, dem Krämer, dem Konsumverein, der Wohnungsbaugenossenschaft, den Bundesbahnen, der Gemeinde, der Staatsverwaltung usw. Es ist mehrmals und auf verschiedene Weise, aber immer mit dem gleichen Ergebnis ausgerechnet worden, dass die Hälfte unserer ganzen Produktion den Zinsbezügern zufällt, während sich die Arbeitenden aller Stände und Berufe in die andere Hälfte teilen müssen. So ist es kein Wunder, wenn uns Arbeitenden nichts „billig“ vorkommt. —

Es ist klar, dass wir diese Überlegungen in der Schule nicht in so abstrakter Form machen können und dürfen. Dagegen sind die Schüler wohl imstande, diese Dinge zu begreifen, wenn man sie ihnen anschaulich macht. Sie interessieren sich für die Frage der Preisbewegung. Dies ist eine grundlegend wichtige Sache, die im Schatzkästchen des Schweiz. Schülerkalenders schon mehrmals in glücklicher Weise behandelt worden ist und auch im nächsten Jahre wieder behandelt wird. Mit folgenden drei Beispielen kann man den Kindern die Ursachen der Preisverschiebungen klar machen:

1. Man vergleicht das Geld im Lande mit den Suppentellern auf dem Tische und die Ware mit der Suppe in der Schüssel. Wird die Ware selten, etwa infolge Misswachs oder Einfuhr Schwierigkeiten, und bleiben die Teller in gleicher Anzahl auf dem Tische, so bekommt man

wenig auf einen Teller, die Suppe wird rar, „teuer“. Wird viel Suppe aufgetragen, d. h. gibt es ein gutes Jahr, so bekommt jeder Teller viel Suppe, jeder Franken viel Ware, die Ware wird billig. Vermehrt oder vermindert man, entsprechend der Vermehrung oder Verminderung der Suppe, auch die Teller, oder vermehrt oder vermindert die Geldausgabe bestelle, die Schweizerische Nationalbank, das Geld in gleichem Masse wie die Warenmenge steigt oder fällt, so bleiben die Warenpreise im Durchschnitt auf der gleichen Höhe. Das Mass für die Geldausgabe bildet in diesem letztern Falle der Warenpreisindex, er ist ein untrügliches Mittel zur Berechnung, ob zu viel oder zu wenig Geld in Umlauf gesetzt worden ist. In den Vereinigten Staaten hat man diese Währungspolitik vom Jahre 1921 bis September 1924 erfolgreich durchgeführt. In der Schweiz wird sie durch die immer mehr an Bedeutung wachsende Freiwirtschaftsbewegung verlangt.

2. Einige Schüler stellen das umlaufende Geld, einige Schulsachen die Ware vor. Werden die Schüler vermehrt, so entfallen weniger Schulsachen auf einen, werden die Schüler vermindert, so erhalten sie mehr. Auf das Geld übertragen, sagt man, seine Kaufkraft steigt. Werden die Waren vermehrt, so kommen mehr auf einen einzelnen Schüler, und die Preise sinken, werden die Waren vermindert, bei gleichbleibender Zahl der Schüler, so steigen die Warenpreise, weil nun weniger Ware auf einen Schüler kommt.

3. Die gleiche Überlegung wie in den beiden vorhergehenden Beispielen kann an Hand einer Wage vorgenommen werden.

In den Fortbildungsschulen darf man wohl an Hand der Vorgänge der letzten zehn Jahre die ganze Preisentwicklung erklären. Am 23. Juni 1914 betrug die Notenausgabe der Schweizerischen Nationalbank 270 Millionen Franken; sie stieg bis 30. Juli 1914 auf 410 Millionen. Warum stiegen die Preise nicht auch in gleichem Masse? Weil dieses Geld in grosser Menge „thesauriert“ und nicht als nachfragendes Geld in Umlauf gesetzt und angeboten wurde. Denn nicht Geld an und für sich, sondern umlaufendes Geld ist Nachfrage und hält oder treibt die Preise. Geld wurde dann weiter geholt, einmal von den Kaufleuten, die die Warenverknappung zu Preistreibereien ausnutzen wollten; sie steigerten beispielsweise die Ausgabe von 1000er Noten von 5% des umlaufenden Geldes im Jahre 1914 auf rund 15% im Jahre 1918, oder in absoluten Ziffern von 20 Millionen auf 137 Millionen Franken. Im 2. Neutralitätsbericht sagt die Nationalbankleitung, diese Nachfrage nach grossen Noten sei durch Leute verursacht worden, die Geschäfte abschliessen wollten, bei denen „Skripturen“ vermieden werden sollten. — Hinzu kam die Beanspruchung der Notenpresse durch das eidgenössische Finanzdepartement, das genau so wie die kriegsführenden Staaten sich Noten geben liess gegen sogenannte Reskriptionsscheine, d. h. Schuldscheine des Bundes. Die Nationalbank war in der Lage, so viel Noten ausgeben zu können infolge des Sinkens des Gold- und Silberwertes. Während alles übrige im Werte stieg, sank der Wert des Goldes von 1914—1920 von 100 auf weniger als 40. Das veranlasste natürlich das Ausland, uns wenn immer mög-

lich mit diesen allein sich entwertenden Edelmetallen zu zahlen. Deshalb betrug der Einfuhrüberschuss von Gold und Silber von 1914 bis 1918, nach den Berechnungen von Bankdirektor Jaberg, 402 Millionen Franken und der Edelmetallschatz der Nationalbank stieg von 170 Millionen im Jahre 1914 auf mehr als 700 Millionen im Jahre 1920. Am Sinken des Silberwertes vor allem erlitt dann die Eidgenossenschaft einen Schaden von über 120 Millionen Franken. Entsprechend der Vermehrung der umlaufenden Geldmenge stiegen die Preise. Dr. Kellenberger berechnet, dass von den 150% Preissteigerung nur 30% auf Rechnung der Warenverminderung, 120% dagegen auf Rechnung der Geldvermehrung zu setzen seien.

Eine Erörterung der Geldwertschwankungen infolge unrationeller Geldausgabe führt naturgemäß zur Forderung, dass der Geldwert, oder besser gesagt, die Kaufkraft des Geldes, immer auf der gleichen Höhe stehen müsse. Dabei taucht die Frage auf, ob dies mit Rücksicht auf das Ausland möglich wäre.

Zur Erklärung der Valutafrage muss auch wieder das Gesetz von Angebot und Nachfrage herangezogen werden. Steigt in einem Lande der Geldumlauf über die Warenmenge, so sinkt, wie wir gehört haben, die Kaufkraft dieses Geldes. Steigt in einem andern Lande der Geldumlauf in gleichem Masse über den Warenumlauf hinaus, so sinkt auch dort die Kaufkraft des Geldes in gleichem Masse und diese beiden Gelder werden immer noch auf gleichem Fuss gegenüber ausgewechselt. Wird dagegen z. B. in der Schweiz das Geld vermindert und steigt dadurch seine Kaufkraft, während in Deutschland das Geld vermehrt und seine Kaufkraft dadurch vermindert wird, so steigt dadurch der Franken im Preise, oder, vornehmer gesagt im „Kurs“, während die Mark im Umtausch in Schweizer Franken weniger gilt als vorher. Cassel bezeichnet dieses Gesetz als das Gesetz der Kaufkraftparitäten. Länder mit steigender Kaufkraft des Geldes haben dabei immer einen verhältnismässig zu hohen Wechselkurs, weil jedermann dieses Geld kaufen oder festhalten will, und Länder mit sinkender Kaufkraft des Geldes haben einen verhältnismässig zu tiefen Wechselkurs, weil sich jedermann dieses Geldes entäußern will. Je mehr man sich mit den Folgen der Preisschwankungen und Kurschwankungen befasst, je klarer und deutlicher einem bewusst wird, dass die feste Kaufkraft eine unentbehrliche Voraussetzung bei einem Vertragsabschluss ist, bei dem es sich um Geld handelt, je schlimmer sich auch die Folgen der Kursschwankungen für den internationalen Verkehr ausprägen, desto fester muss der Wunsch werden, die wirtschaftliche Voraussetzung für ein gesundes Volksleben zu schaffen: Eine feste Währung, die Sicherung der Kaufkraft des Geldes durch einen vernünftigen Geldumlauf. Die Tatsache, dass ein solcher in den Vereinigten Staaten von 1921—1924 möglich gewesen ist, und dass der Missbrauch der amerikanischen Notenbanken durch die Weizenspekulanten 1924 allein zu einem Bruch der Währung führte, heisst uns alle Kraft zusammennehmen, um in unserer Demokratie die Währung und ihre Regulierung unter ein Gesetz zu bringen, das unser

Arbeitseinkommen vor den Zugriffen der internationalen Spekulation und der Zinswirtschaft schützt.

Es ist heute möglich, über diese Dinge und Zusammenhänge vollständige Klarheit zu bekommen, wenn auch nicht in einem Vortrag oder gar in einem kurzgefassten Aufsatz. Wer sich in den obren Klassen näher über diese Fragen orientieren will, der greife nach dem vorzüglichen und billigen Werk von Dr. Christen: Die Währungsfrage, gemeinverständlich dargestellt, Preis Fr. 1.50 (92 Seiten), Pestalozzi-Fellenberghaus, Bern. Als Aufgabensammlung bester Art haben wir nun das „Volkswirtschaftliche Rechenbuch“ von Fritz Pfister, 64 S. Fr. 1.50 (Partienweise billiger. Gleicher Verlag).

---

## Psychologie der Lyrik und des Gefühls.

Unter diesem Titel erschien kürzlich eine interessante Abhandlung, die den St. Galler Mittelschulprofessor Ed. Scherrer zum Verfasser hat.<sup>1)</sup> Die Problemstellung lässt uns aufhorchen. Ihre Formulierung klingt im ersten Moment verblüffend gewollt und ist doch absolut naheliegend und gegeben. Denn mit der psychologischen Untersuchung der Lyrik muss Hand in Hand die Untersuchung des Gefühls des Dichters (und des Lesers) gehen. Der temperamentvolle Verfasser nimmt als Ausgangspunkt seiner Betrachtungen nicht die Ästhetik, sondern die Psychologie. Er gibt gleich zu Eingang Aufgabe und Ziel seiner Arbeit an: Er will „die seelischen Vorgänge, die sich beim Genusse lyrischer Gedichte in uns abspielen, möglichst genau beschreiben und zergliedern“. Und er ist überzeugt, dadurch notwendigerweise zur „Klärung und Aufhellung wichtiger allgemein-psychologischer Fragen“ zu kommen. Sehen wir zu, ob er auch uns überzeugt! Will er an sein Ziel kommen, so bleibt ihm vorerst nur ein Weg: „Die planmässige, wiederholte Selbstbeobachtung unter Variierung der Bedingungen“. Diese Selbstbeobachtung vollzieht er denn auch in einer Weise, die für jeden nicht nur geniessenden, sondern die Wirkung der Lyrik erproben wollenden Leser vorbildlich sein müsste. Er saugt sozusagen die Verse in sich hinein, lässt sie in sich wieder-spiegeln, in sich erklingen und untersucht, welche Saiten seines seelischen und sinnlichen Empfindens anschlagen. Er erfasst die Verse mit allen Sinnen, sieht sie plastisch vor sich in ihrem Bildgehalt, hört ihre Musik in seinen Ohren erklingen, fühlt sie süß oder herb auf seiner Zunge. Er versucht also das Wesen der Lyrik zu ergründen mit den Methoden der experimentellen Psychologie. Ist diese aber gewohnt, mit vielen Versuchspersonen zu arbeiten und aus deren Reaktion gültige Schlüsse zu ziehen, so stellt Scherrer nur auf sich selbst als einzige Versuchsperson ab. Das mag seine Vorteile und Nachteile haben. Mit fremden Personen ist man immer auf deren sprachlich

<sup>1)</sup> Psychologie der Lyrik und des Gefühls. Ein Beitrag zum Leib-Seele-Problem von Ed. Scherrer, Dr. phil. Verlegt bei Orell Füssli, Zürich und Leipzig.